

Emma.

Novelle von V. Haidheim.

Der General und Erich hatten den Salon verlassen, und während sie, ohne auch nur mit einer Silbe die bitteren Ge- fühle zu berühren, welche sie beide gegen Erich erfüllten, ernst und bis zur körperlichen und seelischen Ermüdung die Tage Erichs hin und her beleuchteten und seine Zukunftsmöglichkeiten erwogen, sagte Graf Arbuzg zu den Damen mit der Miene eines Beschüßers:

„Was meint ihr, wo ich gewesen bin? Die liebe Kleine hat am Ende gar gedacht, ich beschmeichle mich nicht um den armen Jungen? Er streichelte dabei zärtlich das Haar seiner jetzt sehr blaffen Frau, in deren blauen Augen nicht wie sonst ein stiller geduldig Summer lag, sondern Ungeud und eine große Neugierität.“

„Nun?“ fragten die Generalin und Emmy. Sie hatten nicht eben Vertrauen zu der Hoffnung, die sein Ton in ihnen wecken sollte.

„Auf Froberg war ich und habe dem Vetter eine An- deutung gemacht, natürlich in der zartesten Weise, daß Erich ein zeitweiliger Landaufenthalt gut thun würde. Er nahm dienliche Gründe an, ich ließ ihn dabei. Uebrigens schien ihm die Sache sehr erwünscht. Froberg kommt „zufällig“ heute herein und ladet Erich zu sich.“

Die Frauen lachten sich betroffen an.

„Das hätten Sie doch lieber nicht thun sollen.“ begann die Generalin, sichtlich nervös über ihren grauen Scheitel und zupfte mit unsicherer Hand an den Wändern ihres Häubchens.

„Die Mäße hätten Sie sich iparen sollen, Schwager, Sie wissen doch, wie Erich und Froberg stehen!“ rief zu gleicher Zeit Theodora.

„Ja, meine liebe Theo, ich weiß es, aber in der Noth frist der Teufel fliegen, verzeihen Sie das vulgäre Sprichwort. — Ich bin überhaupt der Meinung, daß es unrichtig ist, den Vetter so vollständig links liegen zu lassen. Er ist ein guter Kerl, und wenn er nicht heirathet, ist Erich sein Erbe.“

„Ach gehen Sie doch! Froberg ist noch nicht vierzig,“ wies seine Schwägerin ihn ärgerlich ab.

„Nun — und wenn er heirathen wollte, so ist er die brillan- teste Partie, die ein Mädchen machen kann.“

Und dabei glitt des Grafen lächelnder Blick über Emmy hin, die das blonde Köpfchen aufwart und abweisend die Achseln zuckte.

„Du meinst es gewiß sehr gut, lieber Albert,“ sagte sanft seine Frau, „aber du hättest doch lieber erst hören sollen, was der Onkel dazu sagt und ob Erich seine Abneigung gegen Froberg überwinden hat. Du weißt, damals in der Erb- schaftssache.“

„Aber bestes Kind, das sind alte Geschichten! Laß sehen — sieben Jahre! Und daß Froberg des alten Herrn Testament umfies und sich in den Besitz des Vermögens setzte, zu welchem er genau dieselbe Verwandtschaftsberechtigung hatte, wie Erich — das kann ihm kein Mensch übel nehmen.“

„Nein, gewiß nicht,“ murmelte die Generalin sich in das Ge- spräch, „und Erich wäre der Letzte gewesen, sich zu beklagen. Aber die Art und Weise.“

„Die Tante hat ganz recht, die Art und Weise ist es, welche Erich und wir alle unheim fanden. Es läßt sich eine Sache oft rechtlich nicht verurtheilen, und ein anständiger Mensch sühlt sich dennoch davon verletzt,“ sagte Theo mit einem finsternen Blicke und abwärtenden Ton.

„Nun, am Ende hat doch Erich die Entscheidung! Albert handelte jedenfalls in der besten Absicht!“ wandte seine Frau einmüde ein.

„Wein armes liebes Herzchen! Wollen sie deinem Albert weh thun?“

Graf Arbuzg streichelte dabei wieder die Hand seiner Frau,

und sein Ton klang beseligt und dankbar für den neuen Be- weis ihrer Zärtlichkeit.

Sie liebte ihn abgöttisch; — es gefiel ihm wenigstens, so zu glauben, und vor allem es andere nach besten Kräften glauben zu machen.

Gräfin Hedwig seufzte. — Sie war die schönste der drei Schwestern Willwast, und wenn auch auf ihren Jügen nicht mehr die Frische der Jugend lag, so trugen sie dafür einen Ausdruck von innerem Leben, der außerordentlich anziehend wirkte. Man sprach noch eine Weile hin und her. Die Damen mußten zugeben, daß es das Beste sei, Erich glauben zu lassen, Froberg komme zufällig. Ein schnelles Ablehnen des verwandtschaftlichen Besuchs, der immerhin noch nach der jahrelangen Entfremdung ein Entgegenkommen bedeutete, wäre auch zu jeder anderen Zeit nicht thöricht gewesen, wenn man nicht von neuem den Veten zu reden geben wollte.

Als sich vor sieben Jahren die Erbschaftsgeschichte abspielte und sogar in den Zeitungen besprochen wurde, hatten sie alle dieses Hinzuziehen ihres Namens in die Oeffentlichkeit sehr peinlich empfunden, wiewohl es Froberg war, der getadelt wurde. Dann, als man einig darüber geworden, vor allem auch dem General zunächst nichts zu sagen, nahm Graf Arbuzg den Arm seiner Gemahlin und ging mit ihr nach Hause. Sein ganzes Aussehen war das eines Mannes, welcher sich mit Verdrüßigkeit bewußt ist, ein ganz vornehmer Mensch und angenehmer Kerl zu sein.

„Er hat gut lächeln! Sein Majorat kam ihm kein Mensch anlassen, und hat er denn wohl mit einer Silbe davon geredet, daß er uns eine Entschädigung geben wolle?“ klagte Emmy hinter ihm her.

„Als wenn er nicht schon so viel Abzüge für seine Gläubiger machen lassen müßte, daß man überhaupt nicht begreift, woron sie existieren?“ seufzte die Generalin.

„Und deshalb spielt er an der Börse und spekuliert! Der arme, arme Erich!“ schluchzte händeringend jetzt Theodora auf.

„Der arme, unglückliche Erich! Er muß den Dienst quittieren! Kein Gedanke daran, Offizier zu bleiben!“

Sie weinten jetzt alle drei aus vollem Herzen. — Theo mußte nicht, wen sie mehr beklagten sollte, sich selbst und Dringer, oder Erich. —

Als der Letzte später nach Hause ging, jetzt vollkommen mit sich darüber im Klaren, daß er sein Lebensschiff unrettbar selbst zum Stranden gebracht, fuhr eine elegante Equipage an ihm vorüber.

Er würde dieselbe ebenso wenig bemerkt haben wie alle andern Wagen und Menschen, die ihm begegneten, hätte nicht eine der beiden darin sitzenden Damen sich mit einer besonderen Hast nach ihm umgesehen.

Er grüßte mechanisch. Sicher eine Dame seiner Bekann- schaft; erkannt hatte er sie nicht und in der nächsten Minute war er auch schon wieder in seine peinlichen Gedanken verfrüht.

Sein Durstige überreichte ihm, als er zu Hause anlangte, ein für ihn angemommenes Briefchen mit Geld befrüht.

„Wer brachte es?“ fragte er mechanisch.

„Ein Diener! Ich kannte die Voree nicht,“ erwiderte der Diener.

Das Couvert war von einer Männerhand geschrieben. Er öffnete es. Nichts, das Geld von dem kleinen Mädchen. — Und der Herr Papa schickte es.

Erich sah nach der Unterschrift: „Robert Calauer.“ — ein gänzlich unbekannter Name.

Der Mann schrieb aber durchaus angemessen; mit möglichster Kürze dankte er verbindlichst in seinem und seiner Tochter Na-

genommen haben. Solange Erbschaften daraus dürften weitere Rechte interessieren. „Drei Frauen sind in Wien am 13. März unter den ersten Opfern gefallen. Die Gattin des Professor an der Akademie der bildenden Künste, Citibeth Bauer; die Zimmer- mannsgattin von Hammer und die Freundin Anna Seiflinger. Am selben Nachmittag starb von einem Offizier angeführt, eine Infanterie-Abtheilung über den Graben. Eine junge Ebern- fängerin, Mathilde Helwig, die namentlich auch schon verstorben ist, rief aus einem Fenster, wo sie sich im Kreise von mehreren Frauen befand, mit kräftiger Stimme: „Vojonnette herab!“ Der Offizier grüßte mit dem Säbel hinauf und deutete durch Bewegung der Schulter und der linken Hand, scheinbar bedauernd, an, daß ihm dies nicht gestattet sei. Die Studenten waren spät abends benannt von Zeughaus nach der Aula zurückgeführt, da er- schienen zwei schwarz gekleidete verkleidete Damen und theilten weiße Schiefen aus, auf denen das Wort „Worgen!“ gedruckt war. Die eine von ihnen toll eine polnische Fürstin gewesen sein. Als die Studenten weiße Schärpen brauchten, lagen sie auf dem Stefanplatz soft an allen feinsten Frauen und Mädchen, welche die Fensterbühnen in Größe riefen und diese auf die Studenten niederfallen ließen wie flatternde weiße Fahnen der Freiheits- kämpfer. Wenige Stunden später, als mit den ersten Kon- zessionen seitens der Regierung gezeugt wurde und die Studenten die weißen Schärpen von Brust und Armen rissen und nach rothen Wändern verlangten, waren es wieder die Frauen, die ihnen rothe Schiefen anwarfen. Es war ein Regen von rothen Freiheits- rosen! — Volkshändler und Dealer haben die Weiße auf dem „Rachmarkt“ ihre begehrte Dehlnahme für die Selbstbewegung ausgedrückt. Sie hatten ihre riesigen Regenschirme, die man heutzutage, angepaßt unter denen sie sich viel laut, die Blumen und Kränze selbstboten, und die Schirme mit allerlei Grüngewei ausgeputzt. Als am 14. März ein großer benannter Studentenanzug, der zum Schutze der Linien maßrichte, an den „Rachweibern“ vorüberkam, erhob sich ein lautes Schreien, dazwischen Jubelrufe, Lob- und Segenswünsche, und die Weiher waren, unbekümmert um ihren Markt, den Studenten Blumen, Kleid, Kränze und Blumen zu. Es war ein Blumen-, Geschie- und Lobhagelwetter. Der Schüler der laut, die Bürgerinnen Wiens! Die Studenten wiederholten den dank- baren Gruß und als sie weiter zogen, scholl ihnen noch lange der Jubel der Weiher nach. Am 17. März fand das feierliche Begräbniß der Märzopfer statt. Hunderttausende, mehr als die Hälfte der Bevölkerung Wiens, erwiesen ihnen die letzte Ehre. An vielen Stellen worten Frauen den Verstorbenen Blumen zu- fliegen, insbesondere war es, daß die einzeln Blagen, welche sie einige Gänge hinten, links und rechts von Mädchen im Alter von 6 bis 10 Jahren begleitet waren. Zu weichen Kleibern mit schwarzen Schärpen trugen sie die von den Saragunnen herab- hängenden Bänder. — Noch eine weibliche Gestalt sei hier er- wähnt, wiewohl sie im Monat August des Jahres 1848 erst auf- tauchte. Die Arbeiter begleiteten einen im Winter gefallenen Kameraden zum Grabe, um wie sie waren und um die Kosten eines geistlichen Gottesdienstes zu erfahren, trat einer Haat eines Kreuzes die mit dem Hilde des am 13. März gefallenen jungen Technikers Heinrich Spitzer geschmückte rote Fahne voran. Ein Zug von sonntäglich gekleideten Arbeitern folgte, dann einer, der gleichsam als Lebenssatzzeichen, auf einem Wöster Schaufel und Krampe dem Gange voranzug. Eine Schaufel und eine Krampe lagen unter einem Dornenzweig getrennt auf dem Grabe, den die Kameraden des Toten abwechselnd trugen. Einen nach ging die weibliche Gattin des Toten, umgeben von ihren sechs kleinen Kindern. Dann schritt eine hohe weibliche Gestalt, die unter dem Namen „Hageltrau“ in den Kreisen der Arbeiter bekannt war. Das Haupt war mit einem schwarz gefärbten Inortellen- kranz geschmückt, ein schwarzer Schleier umgab sie wie ein Mantel, über den die aufgelohten, wunderbar langen schwarzen Haare niederfielen. Das Mädchen kam aus einer kleinen Arbeiterfamilie und wurde schon in der Schule wegen ihrer frühigen Erziehung gern vorangehelt und gewöhnt, wenn es ein halbesches Gedicht vorzutragen galt. Als am 15. März 1848 die Barrikaden gebaut wurden, stand sie in schwarzen Gewande, eine rote Fahne schwingend, auf einer dieser Barrikaden neben der Universität. Kein Wid verweigert sie. Wandelt sie noch unter den Lebenden? Nur ihr Vorname, Karoline, klingt ihr verhallend nach. Eine von einem Götze der Studentenvereine geführte Abtheilung der Vertheidiger in Compagnie schloß unter Trommel- schlag der Vertheidiger. Die ganze Heile sich in seiner Originalität als ein Stück lebender Volksepömie dar.“

Als den Memoiren eines Glomus. Durow, der bekannte Cloun und Theaterdirigter, hat die Denkwürdigkeiten seines Lebens aufgezeichnet und in einer russischen Zeitschrift veröffent- licht. Durow stammt aus einer russischen Adelsfamilie, verwaiste früh, wurde im Städtchen untergebracht, entfiel demselben und kam zu den Arabaten. Mit der Zeit wurde er erzogen und mit der Reife erhielt er jetzt seine Schüler. Dierz Geld der Kunst tritt mit Wahne ein für die Jugend der Artisten. „Das Publikum,“ so verachtet Durow, „befindet sich vollständig

im Irrthum, wenn es meint, die Circusdamen hätten leichte Sitten, weil sie ein Gewerbe betreiben, das der Schamhaftigkeit entgegengelezt zu sein scheint. Ich habe beobachtet, daß die zu- dringlichen Bewerbungen der Habitués meist erfolglos bleiben.“ Als Durow bekannter wurde — „berühmter“ sagt er selbst — gewann er die Protection des damaligen Gouverneurs von Moskau, des verstorbenen Fürsten Dolgorouff. Der Fürst Wladimir Andrejewitsch war, der erste, sagt er, „der mich mit einer großen Vorberkone ehrte. Von da an fliegen meine Er- folge dauernd . . . Am Tage nach meinem ersten Besuche wollte mir der Fürst eine silberne Cigarettenröhre verehren, die er in einem Bazar bestellte. Als er sie bekam, stand die Aufschrift darauf: Dem russischen Cloun Anatol Durow der Fürst Dolgorouff. Dergleichen rief er aus: „Welche Majestät! Sollte ich die Aufschrift geändert werden! Der Fürst Dolgorouff wird einen Cloun protegieren? Er kann nur Künstlern Geschenke machen.“ Und das Wort Künstler mußte an Stelle des Wortes Cloun ge- setzt werden. . . . Eines Tages trat ich in die Arena und hielt folgende Ansprache an das Publikum: Ich werde um den Circus fliegen, aber so schnell, daß es kein Mensch wohl sehen können, auch nicht mit dem Dreieck. Aber trotzdem blitze ich das hoch- adeliche Publikum, meine meiner Bewegungen aus den Augen zu lassen, die Verhöhnungen werden dem vererben, daß ich wirklich die nie dagewesene Tour ausführe, die ich die Ehre gehabt habe anzufündigen. Ich stieg auf dem zweiten Rang, wo sich ein Koffer mit einem seltenen Edel befand. Auf der entgegengesetzten Seite des Circus befand sich ein ganz gleicher Koffer. Ich stieg in den ersten hinein und rief: „Adieu!“ Dann schob ich einen Revolver ab, der Dedel schloß sich, der Dedel der andern Kammer aber erhob sich im selben Moment, und das erhabene Publikum sah dort meinen Kopf herausenden. „Guten Tag,“ rief ich. Dann wieder ein Revolverstich, der erste Dedel hob sich und jetzt rief ich von dieser Seite: „Guten Tag!“ Noch ein Revolverstich und ich verschwand. Der Erfolg war ungeheuer, die Mauern des Circus erdröhnten unter dem Beifall. Am nächsten Tage ließ mich der Gouverneur rufen. „Ihr Kunststück von gestern hat mich ent- zückt,“ sagte er, mir die Hand reichend und mit einer Seufzt an- setzend, „wie haben Sie das gemacht?“ — Ganz einfach, Durch- laucht, in dem einen Koffer war ich und in dem andern mein Bruder. Ich hatte ihn dort schon zwei Stunden vor Anfang der Vorstellung eingesperrt, als noch niemand im Circus war. Sie werden bemerkt haben, daß er genau angezogen, geschminkt und frisiert war wie ich. Der Circus dieser Nummer war um so größer, als auch vom Circus niemand ahnte, wie es gemacht wurde. „So, das war Ihr Bruder?“ sagte der Fürst sehr erstaunt, „und ich dachte: — Was Kunststück! Ich gelang um so besser, als die Stimme meines Bruders genau so klang wie meine.“ — „Ja, ja, das ist sehr einfach, zu einfach, viel zu ein- fach! Es wäre mir doch lieber gewesen, Sie hätten mir das Geheimniß nicht verrathen.“ — „Aber, Durchlaucht, Sie beschämen es mir.“ — „Ich ahnte nicht, daß das so simpel sein würde. Es vermüßte etwas viel Komplizierteres.“ Es ist ja kaum möglich, gewiß, aber . . . warum muß es denn so einfach sein!“ Und der Fürst blieb einmal untrübend mit seinem Kunstler. Wer in diesem Falle mehr Verstand zeigte: der Cloun und Schweinehirt oder der Fürst und Gouverneur? Diese Frage mögen die Leser selbst entscheiden.

Enfant terrible. Baronin: „Bitte, Herr Doktor, essen Sie doch noch einen Pfannkuchen.“ Haushebr: „Danke sehr, gnädige Frau, ich habe bereits zwei gegessen und möchte doch . . .“ Der kleine Willi (ihm unterbrechend): „Nein, Mama, drei, ich habe gegessen!“

Wielverpredend. Schneider: „Sehen Sie, den Anzug will ich Ihnen in schon gern machen, aber werden Sie ihn denn überhaupt jemals bezahlen können?“ Erwidert: „Aber ich bitte Sie, Meister, ich bin doch noch ein junger Mensch!“

Sein Standpunkt. Meyer, schwärmte für Wagner'sche Opern: „Ach, wenn ich will hören Spectakel, gehe ich einfach auf die Bör!“

Ungewisses Verprechen. Was muß ich hören, liebes Kind; dein Mann geht Nacht beim Bier — und an euren Hoch- zeitsstag verbrach er mit feierlich, nie abends ins Wirthshaus zu gehen!“ Ach, er geht jetzt auch schon immer nachmittags dahin.“

Per distance! „Wie — Sie stehen mit Ihrem Schwager nicht auf gutem Fuße?“ Unfreie Beziehungen sind sehr gepannt, wir reden miteinander nur per Telephon!“

Wiedernde Fliegen. Ein Gelehrter hat das Summen der Fliege mittels Mikroskop studirt und behauptet, dasselbe klinge ähnlich dem Wiehern eines Pferdes. Die Verantwortung für diese Meldung überlassen wir dem „Neuen Wien“, in welchem wir sie lesen.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Gerling in Halle.

Zend und Verlag von Otto Engel in Halle a. d. S.



man für den der Bekrerten geleisteten Dienst und schickte den Betrag zurück.

Wieder stand das junge Mädchen vor seiner Phantasie, deutlich, bis auf den kleinsten Zug ihm erinnerlich.

Wer sie wohl bei Nacht? Ein Diener brachte den Brief? War er der ihres Vaters — ihrer Herrin?

Aber dann verschwand das Bild und der Gedanke wieder in dem düstern Gewölbe, in dem er sich wie verirrt vorfand.

Es wäre Zeit gewesen, zum Essen zu gehen. Aber jetzt die Kameraden sehen? Unter ihnen sitzen, lachen, plaudern wie sonst, denn er durfte ja keinen erfahren lassen, wie es um ihn stand, — und das alles mit der Bewusstheit, daß er bald die geliebte Uniform für immer anschießen müßte?

„Ich fahre zum Prinzen. Er hat mich gern, er ist der Einzige, der mich vielleicht irgendwie plazieren kann und der es auch thut.“

Ohne viel Worte, ohne Zögern hatte sein Onkel ihn vorhin verabshiedet. Jetzt sollte er sich reiserüstig machen.

Mit dem Eifer eines Menschen, der so schnell wie möglich die Bescheidungen, die er entgegen muß, abwägen will, begab er sich an das Ordnen seines Schreibetisches.

Dazwischen fuhr ihm immer wieder der Gedanke durch den Kopf, dies alles sei ja nur ein furchtbarer Traum, und dann lehrte er sich, mit doppelter Hast, zu seiner Arbeit zurück.

Viel Wertvolles gab es nicht anzusehen aus dem Haufen von Billets, kameradschaftlichen Briefen, Einladungsarten und dergleichen. Ihm fiel diese Wertlosigkeit seiner Bestrebungen heute zum ersten male selbst an, bitter genug, denn er war mit seinem Onkel das ganze Reich der Möglichkeiten durchgegangen, einen andern Lebenslauf für sich zu finden und beide hatten nirgends ein Fundament entdeckt, auf dem er sein Haus der Zukunft bauen konnte. Er war ein guter, schneidriger Kavallerieoffizier — das war alles. Genug bei jetzt, ihm die besten Aussichten zu eröffnen — nichts, nachdem er sich durch Verzichtung seines Vermögens diese Laufbahn verschlossen.

Endlich war alles geordnet — was nun?

Da stand und lag eine Menge hübscher Plunder, den man verkaufen konnte. Pah! eine Bagatelle gab der Altshändler dafür.

Erich Willwart dachte nicht an sich zunächst bei diesem Lösen aller gewohnten Bande. Emmy! Er kannte ihr warmes, zärtliches Wesen und ihre Haltlosigkeit nur zu gut. Theo hatte kein Wort zu viel gesagt von ihr. Aber Diringers! Diringers und sie! — Also Liebe war es gewesen, was Theo zu weid und sanft gegen seinen schroffen, scharfsinnigen Freund machte? O, — und sie waren nun durch ihn hoffnungslos? Konnte er denn je gut machen, was er gethan?

Es übermüßigte ihn von neuem, wie so oft schon heute. Er schlug die Hände vor das Gesicht und jetzt — allein mit sich — brach ein frampfhaftes Schluchzen aus seiner Brust.

Das erleichterte ihn nach einer Weile, aber nun kam auch die vollkommene Zerfliegenheit ihm zum Verunsichern.

Da — rasche Schritte.

Es war Diringers; er klopfte, und als Erich nicht gleich öffnete, sondern sich still verhielt, in der Hoffnung, der Freund werde wieder gehen, rief dieser: „Erich! Erich!“

Zener öffnete. Diringers sagte nicht „Gott sei Dank, er lebt“, aber es stand deutlich auf seinem Gesicht. „Armer Kerl, wie sieht du aus!“ rief er, und ohne weitere Worte hin und her hielten die Freunde sich umarmt.

Diringers war ein mittelgroßer, breitschulteriger Mensch, „viereckig“ hatten sie ihn in Kadettenzeiten genannt und die „Kubikwurzel“ auch in Bezug auf sein Wurzeln am Arbeits-tisch und seine mathematische Gräße. Der sehr gefornete edige Kopf war ganz das Bild eines falschfarrigen Stiebes und Denkens, und das einzig Schöne an dem jungen Manne waren die leuchtenden Augen und seine starken weißen Zähne.

„Thu‘ mir nur den einzigen Gefallen, den Kopf nicht zu verlieren!“ rief er und führte den Freund zum Sopha, wo Erich auch todmüde niederlief.

„Ich gebe mir die größte Mühe! Mein Gott, Erwald, ich hätte keine Ahnung, daß Koburg und Blümeler mich einfach belogen!“

„Die —“ Er hielt das böse Wort zurück, um Erich's willen, Koburg und Blümeler mit einem und demselben Ausdruck zu charakterisieren, konnte er Erich nicht antun.

„Du weißt alles? Von Theo? An mich denke ich nicht — an euch, Erwald, an euch! Das bringt mich auch noch von Sinnen!“

„Ich dachte mir wohl, daß es so stehen würde mit dir, Theo bereut es so sehr — daß sie gerade jetzt dir von unserer Liebe gesagt, das arme Mädchen ist trotzig, so heftig gewesen zu sein, rechne es ihr nicht an. Der Schlag kam zu unerwartet und sie ist zu lebensfähig.“

„Ihr entschuldigst euch noch wohl gar bei mir? Aber sage mir, weißt du Rath? Hast du eine Idee, wie ich bis an mein natürliches Ende mich hinjuchleppen soll unter der Wucht der Selbstwürde?“

„Ich wollte, du hättest ein Bruchstückchen von deines Schwagers Philosophie. Als ich eben von Theo kam, sah er im Kasino am Fenster und las die Zeitung mit einem wahrhaft bewundernswürdigen Gleichmut. Was ihm übrigens die Sache vernünftig ansehe. Alle Aufregung nicht nicht, schadet nur, um meinetwegen Sorge dich vor allem nicht. Ich kann alles Mögliche werden, z. B. Gouverneur eines Prinzen oder Vexier an einem Kadettenhaufe, Bahnhofsinspektor und Gott weiß was alles noch, und Theo lebt mit glücklichen Kerl merkwürdigerweise mit vollkommener Blindheit, will mir folgen, wohin sich das Glück schickt, zur Einrichtung reicht mein kleines Kapital, kurz, wir beide sind ganz schön heraus. Was Emmy anbetrifft, so bleibe sie bei dem Onkel, das ist ja selbstverständlich, und wenn Grundbads es auch sein Vermögen haben, so viel ist schon nachher übrig, um Emmy's Aussehen zu bejagen, oder falls sie wider Erwarten nicht herathen sollte, sie sicher zu stellen durch Verdiente ihm, so sagte mir meine Tante, ein Engel von Frau. Häßlich du gehen, wie glitzig sie auch mit mir war. Würdest also schließlich du noch zu verjoren sein. Fortuna ist ein Frauenzimmer, welches nicht ungerührt bleiben wird, wenn ein so hübscher Junge trotzig bleibt. Uebrigens ist Onkel Excellenz beim Prinzen und du weißt, dieser liebt den Allen nicht nur, sondern protegirt auch mit Passion die Getreuen, wenn man ihn in schicklicher Weise ins Vertrauen zieht.“

Sie wurden gelöst.

„August von Froysberg“ stand auf der Karte, welche der Fürstliche herbeibrachte.

Erich Willwart fuhr wüthend auf. „Das fehlte noch! Was will der hier? Jetzt! Hast du gesagt?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant, da Sie den Herrn Hauptmann —“

„Zum Tollwerden! Geh, ich bedauere —!“ (Fortf. folgt.)

Ein Karneval im Louvre.

Novellette von Otto Krüger. Sternenfels.

„Die große Uhr des Louvre hat soeben zehn geschlagen! Naich, Marquise! Naich, mein lieber Graf! Es ist die höchste Zeit!“

Der Sprecher war ein französischer Edelmann in der steifsten Schattengängen des Louvre, während die Marquise Valentine von Clement mit der gleichen Vorsicht eine kleine Seitenthür öffnete und ihre Gemächer betrat.

„Ich komme, Delovigne, ich komme,“ gab der angerufene junge Mann geknöpft zurück. „Also Adieu, Valentine! Auf frohliches Wiedersehen, morgen abend!“

„Auf Wiedersehen, Henri,“ erwiderte die Dame. „Und gäbe Gott, daß unser Glückselig geling. Weidlich die nähere Umkleide alle noch einmal gründlich mit dem Baron, hört du, Henri, und nun adieu! adieu!“

Nach ein letzter unger Handdruck von seiten des Grafen, ein rascher brennender Kuß auf den Mund der Marquise, eine letzte

„Wenn Ihre Angaben auf Wahrheit beruhen, bin ich Ihnen sehr dankbar, Baron.“

„Ich schwöre es Majestät zu, daß sich alles genau so verhält!“

Der mit Majestät Ergerebete war der regierende König Ludwig XIV. von Frankreich. Er stand in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre; der Anzug eines Schmuckreiches zierde das auffallende bleiche aber schön geschnittene Gesicht mit den etwas stehend blickenden Augen. Die Vorkchaft des in untermüßiger

Salbung vor ihm stehenden Barones Delovigne mußte ihn offenbar sehr erregt haben, denn er durchmaß mit häufigen Schritten das kleine Gemach, welches mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, ein kömmerliches Halblicht durch zwei kleine Fenster scheinen empfing.

Der König blieb plötzlich stehen. „Wie kommt es, daß gerade Sie mich mit diesen Dingen vertraut machen?“ Sie sind doch ein früherer Freund des Grafen d'Estrelles und müssen als Bewohner des Louvre doch auch wissen, daß mir viel an der Gunst der hohen Marquise von Clement gelegen ist.“

Delovigne verbeugte sich tief. „Eure Majestät geruhen, es soeben selbst zu sagen: ich bin ein früherer Freund des Grafen. Denn ein bei meinem Beding in Linguade gefesselter Edelmann hat auch das Recht auf eine Freimachung verdient. In dem Augenblicke, als ich die Vorkchaft des Grafen erhielt, wußte er mich bittet, ihm für heute abend zu dem Ballfeste Eingang im Louvre zu verschaffen und die Marquise von seiner Theilnahme an dem Feste in Kenntniß zu setzen; — in dem Augenblicke bin ich mir auch sofort über meine Pflicht klar geworden und ich eilte hierher zu Ihrer Majestät.“

„Gut — gut! Welche Maske wird Graf d'Estrelles tragen?“

„Die eines spanischen Toreros“ braune Sammetkleidung und weiße Strümpfe. Eine schwarze Gesichtsmaske wird seine Augen vollständig verhüllen und ich, seiner linksackter Seite, aus schwarzem Tuche gefertigt und auf der linken Schulter befestigt, soll als besonderes Kennzeichen für mich und die Frau Marquise dienen.“

Ludwig sann eine Weile, angestrengt nach. Dann plötzlich den Baron scharf ins Auge fassend, sagte er: „Ich danke Ihnen vorläufig. Doch nun hören Sie: Sie theilen der Marquise die Vorkchaft des Grafen vollständig mit, bitten sich aber, ja sie haben zu unterrichten, daß ich von der Sache weiß. Zu der von dem Grafen bezichneten Stunde lassen Sie denselben im Louvre ein und führen ihn in den großen Festsaal. Das Weitere ist dann meine Sache. Gehen Sie nun und schicken Sie mir den Kapitän meiner Leibwache herein und bitten Sie außerdem den Jesuitenpater Marquis zu mir.“

Bei den Worten „Kapitän meiner Leibwache“ zuckte es sonderbar, aber bald wieder verschwindend in den kleinen Zuschauenden des Barons auf; dann verschwand er mit einer abermaligen tiefen Verbeugung lautlos aus dem Gemache.

„Ihr kennt jetzt Eure Instruktionen, Kapitän?“

„Sehr genau, Majestät. Ich finde mich einfach heute abend 9 Uhr mit zweien meiner draugbarsten Leute hier in diesem Gemache ein und verlasse dasselbe wieder mit Ihrer Majestät. Hierauf gebe ich mich von der würdigen Seite aus nach dem großen Festsaale, woselbst ich die männliche Maske in dem Gewande des spanischen Toreros mit schwarzer Gesichtsmaske und einem kleinen fünfackigen Stern auf der linken Schulter im Namen des Königs erhalte, mit so unauffällig wie möglich zu folgen. Dann führe ich den Gefangenen durch den süßlichen Gang hindurch nach dem Kreuzgemach des Louvre, woselbst sich Ihre Majestät inszwischen begeben haben, um mir weitere Befehle zu erteilen.“

„Es ist gut! Ich sehe — Ihr wißt Bescheid. Ihr seid entlassen.“

Der Kapitän Victoire der königlichen Leibwache verabschiedete sich mit einer süßlichen Verbeugung.

Aus dem Hintergrunde des Zimmers hervor trat jetzt die hagere Gestalt des Jesuitenpater Marquis in der dunklen Tracht seines Ordens und der schijnähnlichen Kopfbedeckung und nähere

sich dem Könige mit den Worten: „Aber Majestät, so sagen Sie mir doch, was dies zu bedeuten hat?“

Ludwig warf sich in einen der weichen Sessel und winkte dem Jesuiten, neben ihm Platz zu nehmen. „Das soll bedeuten,“ gab er dann nachlässig zurück, „daß ich im Begriffe stehe, einen Abentheurer vorläufig inhaftlich zu machen, der die Fähigkeit besitzt, sich meinen Verurteilungen um die Hand der Marquise von Clement in den Weg zu stellen.“

In den Festhallen des Louvre war von König Ludwig XIV. eines jener prächtigen Feste veranstaltet worden, deren glanzvolle Arrangements zum späteren Mitleid für alle europäischen Fürstentümer wurde. Heute nacht war es ein Maskenfest, ein Fest zu Ehren des Prinzen Karneval, und dazu waren vom Könige die Gefeute seines Hofes und seines Landes in ausserordentlichen Scharen geladen worden.

In einer der vielen Nischen des großen Ballsaales stand Baron Delovigne in seiner gewöhnlichen Kleidung und starrte mit den süßlich blickenden Zuschauern unverwandt auf das bunne farbenprächtige Gemälde, welches sich in Form von auf- und abstuhenden Menschenentwürfen vor seinen Nischen entrollte.

Eine als schlichte Bürgerstfrau maskierte Dame mit vollen, hünenen Formen und einer rothen Gesichtsmaske schien endlich Mitleid mit dem Einflamen zu bekommen und wüßerte sich hin. „Wie zufällig gehen sich dann die beiden ganz in den Hintergrund der Mische zurück, wo sie sich ziemlich unbesachtet und ungestört ihren Gesprächen hingeben konnten.“

„Baron,“ sagte leise und angstvoll die Marquise, welche sich unter der süßlichen Maske verbarg, „Baron, ich habe eine furchtbare Angst. Denken Sie sich — den ganzen Nachmittag war der König nicht ein einziges mal bei mir. Wenn er eine Ahnung davon hätte, daß wir ihn hintergehen wollen, — es wäre schrecklich. Sie Baron, Henri und ich — alle wären wir verloren!“

Kaltes Blut, Besonnenheit, beschwichtigende Delovigne die Aufgeregte, der König hat nicht die leiseste Ahnung von unserer Plänen. Noch vor zwanzig Minuten habe ich ihn gesprochen. Doch die Minuten sind fort! Sind Sie bereit?“

„Vollkommen!“

„Dann geben Sie Acht: Der Wagen, welcher Sie mit dem Grafen einführen und Sie ein für allemal anheraus des Verrechtes Ihrer Majestät und seiner süßlichen Liebesanträge bringen soll, steht bereits mit 2 Pferden bespannt im kleinen süßlichen Vorhof des Louvre gleich neben der Kamelle. Zwei mir auf dem Neufreite ergebene Leute warten an dem Wagen. Geben Sie sich jetzt direkt aus dem Saale hinaus durch den langen süßlichen Gang hindurch nach dem Hofe und steigen Sie ruhig und wortlos in das Gefährt. Ich hole inzwischen den Grafen, den ich schon vor einer Stunde im Louvre einlich und in meinen Zimmern zurückgelassen habe. In seiner Maske und in meiner Begleitung kam er ruhig die Talle her passieren. Der Graf greift sich dann zu Ihnen; ich weiß dem Wagen Ausgang durch das süßliche Thor zu verschaffen und werde dann ruhig in den Louvre zurück, während Sie mit Henri dem Glücke und der Freiheit entgegengehen. Ist Ihnen dies alles klar?“

Die Marquise nickte.

„Dann fort,“ drängte der Baron.

Die beiden Gestalten traten rasch und langsam wieder aus der Mische heraus, trennten sich sorglos von einander und verließen langsam und unbemerkt den Saal nach verschiedenen Seiten.

(Schluß folgt.)

Bunte Zeitung.

Eine Empfehlung. Eine junge Dame, Baroness von berühmtem Namen und aus den vornehmsten Gesellschaftskreisen Berlins, wollte sich — entgegen allen Traditionen der eigenen Familie und mit Verleugnung aller Vortheile — der Bühne widmen. Es war Blüte der fünfziger Jahre, als Meyerbeer noch als das A und O in Musikischen galt und seine dominierende Stellung als Generalmusikdirektor ihm den größten Einfluß nicht nur in Berlin, sondern allenthalben sicherte. Die Baroness wünschte von ihm Empfehlungen für Italien, sie wollte Studien bei Bordini und Lamperti machen und war der Meinung, daß ihre vornehmen Familienbeziehungen sowie der adeliche Name Meyerbeer ganz besonders veranlassen müßten, sie zu proteigieren. Wiederholt hatte sie ihm etwas vorgeschlagen — leider, leider . . . den berühmten Komponisten nicht für sich zu interessieren gewußt. Der „bedeutende Name“ schüßte die arme Baroness nicht davon, nur eine unbedeutende Sängerin zu sein. Meyerbeer erkannte das sofort. Aber die einflussreiche Protektion, über welche die Dame gebot, arbeitete mit Geduld, um von dem allmächtigen Musikforscher, der sich, vortzöglich in seinen letzten Jahren, sehr ungeru mit irgendwelchen „Empfehlungen“ von Musikern engagirte, eine solche für die Verimadonna in spe zu erlangen und zwar für den berühmten Sektmeister Bordini

in Mailand. Meyerbeer konnte nicht entgehen, wie er sich auch wand; er mußte, gezwungen, der jungen Dame die gewünschte „Empfehlung“ mit auf den Weg geben. Die Baroness aber kam glücklicher Weise zur Einsicht, gab ihr Musikstudium bald auf und ward rechtzeitig vor dem Schmerze eines öffentlichen Mißerfolges bewahrt. Bordini belehrte sie nach kurzer Zeit über ihre Talentslosigkeit. Er war auch offen und herzlich genug — aber schon wie in diesem Falle indistret genug? — der Enttäuschten die sehr „verdächtige“ Empfehlung Meyerbeer's mitzutheilen, welcher er empfangen hatte. Sie antwortete: „Ich kann Ihnen über die Baroness's, welche Sängerin werden will, mir Gutes schreiben. Sie kommt aus den vornehmsten Kreisen hier, ist eine Dame von better Erziehung und gediegenen Bildung. Ihre Familie weiß Namen auf, die sich bedeutende Verdienste um Staat, selbst Kunst und Wissenschaft erworben und mit selbst die größte Hochachtung abwärts. Was dies für Ursachen für mich, und die junge Dame warm zu empfehlen. Ihr ergebener Meyerbeer.“ Man konnte nicht leugnen, daß es eine „Empfehlung“ war, nur galt sie nicht der „Sängerin“, diese wurde vollkommen ignoirirt. Der große Maestro aber hatte sich schlau aus der Affaire gezogen.

Wiener Frauen im Jahre 1848. Unter diesem Titel bringt die „N. Fr. Ztg.“ ein Heftchen des greifen A. M. Frank über den Antheil, welchen die wiener Frauen an der März-Revolution

